

Leseprobe aus dem Märchen: „Der Gläserne Stein“, welches der verstorbene Autor Bernhard Bleske seiner kleinen Enkeltochter Lara gewidmet hat. Das Buch erschien Weihnachten 2006 in einer Sonderausgabe, die bereits vergriffen ist. Eine 2. Auflage ist geplant, in die auch Zeichnungen des bekannten Illustrators Martin Lersch integriert werden.

Leseprobe:

Im letzten Sommer wanderte ich eines Abends wieder einmal nach Schloss Dyck, wo du dich, liebe Lara, ja auch sehr gut auskennst. Vor dem alten Gewächshaus des Fürsten Josef, in dem jetzt Gäste bewirtet werden, machte ich es mir in einem Korbsessel bequem.

Der Kellner stellte ein Glas Rotwein auf den Tisch, und ich freute mich auf ein ruhiges Stündchen in der Abendkühle, denn den ganzen Tag lang hatte die Sonne es mit dem Dycker Ländchen zu gut gemeint.

Es begann zu dämmern. Die Buchen ragten dunkel in den Himmel, über die Wiese legte sich feiner Dunst und ein Schwan zog mit erhobenem Haupt über den Weiher. Drüben, im Schloss, leuchteten nur noch wenige Fenster, die Wärter waren schon längst nach Hause gegangen. Dann und wann rief ein Waldkauz im Gingkobaum.

„Ach, wie gut das tut, hier zu sitzen“, dachte ich, machte die Beine lang und schloss die Augen.

„War da jemand an meinen Tisch getreten?“

Ich schaute auf und vor mir stand eine Frau, sie setzte ein Glas ab und sprach:

„Guten Abend, mein Herr, wollen Sie mal diesen Roten kosten? Er wird Ihnen munden, er ist bezaubernd.“

Ich nahm einen Schluck. So etwas Gutes hatte ich noch nie getrunken. Der Wein schmeckte nach Kirschen oder nach Himbeeren, vielleicht auch nach Pfirsichen und glitt weich über die Zunge.

Die Frau hatte ihre blonden Haare zu einem Knoten zusammengebunden, ihre großen Augen leuchteten mich an und ihre Haut schien durchsichtig zu sein.

„Sie sind Dichter habe ich gehört“, begann sie zu sprechen, „und Sie haben ein Märchen geschrieben von einem gläsernen Stein, oder so?“

„Ja, ja, das stimmt. Aber, dass die Leute das gleich wieder herumerzählen, das gefällt mir nicht so sehr. Ja, dieses Märchen habe ich mir für unsere Lara ausgedacht“, antwortete ich.

„Mit Verlaub, mein Herr, haben Sie sich das Märchen ausgedacht, oder haben Sie einmal irgendetwas gesehen, was Sie auf die Idee gebracht hat, dieses Märchen zu schreiben?“, fragte sie und schaute mich eindringlich an.

„Ja, Sie haben recht“, antwortete ich schnell, fast aufgeregt, „auf meiner Fensterbank liegen Bernsteine, die ich an der Ostsee gefunden habe. Als es eines Abends im Zimmer dunkel wurde, blitzte es plötzlich in einem Stein, ein letzter Sonnenstrahl hatte ihn wohl noch getroffen, und so kam mir der Gedanke, das Märchen von einem Stein aus Glas zu erfinden.“

„Ich glaube nicht“, entgegnete sie, „dass Sie es erfunden haben, Sie haben es vielmehr gefunden. Überall verstecken sich Geschichten: unter den Balken eines alten Hauses, hinter einem Fensterladen oder unter einem Felsstück, das tief im Wald unter dem Laub einer Buche liegt. Sie sind gut verborgen und nur ein Zipfel von ihnen guckt hervor. Viel Zeit und Ruhe sind vonnöten, die Geschichten zu entfalten, wie ein Tuch, das immer bunter wird, je mehr Sie es ausbreiten.“

Sie fuhr fort: „Ja, Sie müssen auf die kleinen Dinge achten, wie es Larissa getan hat, sonst hätte sie den wunderbaren Stein doch nie gefunden.“

„Sie kennen Larissa?“, rief ich, „das Märchen ist doch noch gar nicht gedruckt worden und Sie wissen sogar, dass sie diesen Stein gefunden hat!“

„Doch, mein Herr, ich kenne sie schon seit vielen, vielen Jahren“, flüsterte sie und beugte sich über den Tisch, „Sie haben in Ihren Stein von der Ostsee nicht tief genug hineingeschaut, sonst hätten Sie einen dunklen Schatten in ihm entdeckt.“

Mir wurde kalt und heiß zugleich. „Hat der Wein mir den Verstand genommen? Oder sehe ich ein leibhaftiges Gespenst vor mir?“, schoss es durch meinen Kopf.

Da sagte sie: „Nehmen Sie noch einen Schluck von diesem rubinroten Wein. Ich habe Ihnen von Larissa vieles zu erzählen ...“

«Den Sommer verbrachte Larissa mit ihren Kindern an der See. Baldur begleitete sie oft, doch blieb er immer nur für kurze Zeit bei ihnen. Er hatte ja genug zu tun, denn die Geschäfte gingen gut. Um nicht immer alleine zu sein, besuchte er Freunde oder lud sie zu sich nach Hause ein.

Manches Mal, und das geschah in den letzten Jahren immer öfter, ging er in einen Salon, in dem um Geld gespielt wurde. So geschah es auch an diesem Sommerabend. In der Mitte des Salons stand ein großer Tisch, der mit einem grünen Tuch bezogen war, auf dem in einer schwarzen Schüssel eine Kugel lief. Um den Tisch herum drängten sich Herren, die gespannt darauf achteten, bei welcher Zahl die Kugel hängen blieb.

Andere Besucher saßen in kleinen Gruppen oder zu zweit unter Lampen, die mit grünem oder blauem Stoff abgeschirmt waren. Sie spielten mit Karten oder versuchten mit Würfeln ihr Glück zu machen. Überall roch es nach schwerem Tabak und nach Champagner.

„Herr Baldur Bodenfels“, krächzte eine Stimme hinter ihm und schon legte sich eine Hand auf seine Schulter. Es war Herr van Ankeren, ein Kaufmann aus Amsterdam, der mit Gold und edlen Steinen sein Geld verdiente, so erzählten es die Leute. „Kommt, lasst uns ein Spielchen machen! Schlagt es mir nicht schon wieder ab! Es wär' mir eine große Ehre“, schmeichelte van Ankeren.

Zunächst ging es nur um Groschen und Kreuzer, doch bald begann der Holländer Thaler auf den Tisch zu legen. Baldur hatte die Lust gepackt und die Karten flogen nur so: Pik und Dame, As und Buben, König, As und Damen sprangen vor Baldurs Augen hin und her.

Da ließ van Ankeren goldene Dukaten aus den Fingern gleiten.

„Ich setze Fünfhundert davon auf das nächste Spiel“, flüsterte er zischend. Seine Augen, die sich nie bewegten, starrten Baldur an. Der konnte sich nicht abwenden, so sehr er es auch wollte, die Haifischaugen ließen ihn nicht los.

„Ich habe nicht so viel Geld bei mir“, erwiderte Baldur, er hatte seine Stimme fast verloren, „für so viel Geld kann man große Häuser kaufen.“

„Wenn ihr gewinnt, könnt Ihr viele große Häuser kaufen“, hielt van Ankeren dagegen. Er zog ein Stück Papier aus der Tasche und begann zu schreiben. „Wir wollen es so machen, wie es unter Ehrenmännern üblich ist. Hier setzt Euren Namen unter den Vertrag. Wenn ihr verliert, schuldet Ihr mir fünfhundert Golddukatens, wenn das Glück auf Eurer Seite ist, werde ich dieses Blatt verbrennen und Euch meine Dukaten geben.“

Baldur wurde sehr früh wach. Schlimme Träume hatten ihn gequält: Goldstücke glitzerten auf einem Tisch, nach denen er greifen wollte, doch er bekam sie nicht zu fassen, van Ankeren hielt einen Zettel in der Hand und lachte gellend.

„Was war geschehen? Habe ich das letzte Spiel verloren, habe ich den Schuldschein unterschrieben?“, ging es ihm durch den Kopf.

Da klopfte es an der Tür. „Gnädiger Herr, Sie sollten endlich aufstehen. Es ist schon spät und Ihr habt Besuch!“, rief ein Mädchen von draußen.

Unten wartete van Ankeren und sagte höhnisch: „Ja, Herr Baldur Bodenfels, jetzt bin ich gekommen, um meinen Gewinn von Euch zu holen. Fünfhundert Dukaten bekomme ich von Euch. Fortuna war auf meiner Seite. Hier seht, auf diesem Blatt, da steht's geschrieben!“

Baldur erschrak, ja das war seine Unterschrift!

„Doch lasst das mit dem Geld“, begann van Ankeren wieder zu sprechen, „das taugt nicht viel in diesen schlechten Zeiten. Habt ihr schönen Schmuck oder edle Steine?“

„Ja, wir haben viele gute Stücke aus Gold und auch aus Silber. Hier diesen Ring, seht wie sein Stein funkelt, den könnt Ihr nehmen“, sagte Baldur, seine Stimme war heiser.

„Das ist nichts besonderes, den könnt Ihr gern behalten“, wehrte der andere barsch ab.

Da erinnerte sich Baldur an den Stein, den seine Frau früher, vor langer Zeit, so oft hervorgeholt hatte, um sich an ihm zu erfreuen.

Lange musste er suchen, bis er das Kästchen aus Rosenholz gefunden hatte. Es lag tief unten im Schränkchen, von Wäschestücken zugedeckt.

Der Armreif, aus Stroh geflochten, umschloss den grünen Stein. Baldur zögerte einen Augenblick. Dann griff er nach dem Stein und rannte nach unten.

„Oh, oh, das ist ja ein Prachtstück!“, staunte der Holländer, „es ändert ständig seine Farbe. So etwas habe ich noch nie gesehen, doch wusste ich, dass es solche Schätze gibt! Ich verbrenne jetzt den Schuldschein und der Stein gehört mir!“

Baldur wusste nicht, wie ihm geschah. Herr van Ankeren hielt ein Streichholz unter das Papier, es flammte auf, schnell warf er es in den Kamin und eilte durch die Tür.

„Was habe ich da angerichtet?“, fragte sich Baldur Tag und Nacht, „was werde ich Larissa sagen? Aber vielleicht wird sie es gar nicht bemerken, dass ihr Stein verschwunden ist.“

Doch bald begann er den Vorfall zu vergessen. Er hatte andere Sorgen.

Ein Schiff, das sein Getreide nach Frankreich bringen sollte, war im Rhein gesunken, die Tuche, die aus England geliefert worden waren, hatten zu blasse Farben und konnten nicht verkauft werden.

Eines Tages kam ein Bote und brachte ein Telegramm. Baldur riss es auf und las: „Unser Junge ist krank, wir kommen zurück. Larissa.“

Kein Arzt in der Stadt konnte dem Kleinen helfen. Er war blass, wollte nichts mehr essen und sprach kein Wort. Wenn Larissa alleine war, weinte sie bitterlich.

Das Haus des Herrn van Ankeren in Amsterdam lag versteckt in einer Seitenstraße, nicht weit von einer Gracht. Er saß gerade in seinem Kontor, über die Kassenbücher gebeugt, als eine Droschke vor seiner Tür hielt. Der Kutscher öffnete den Verschluss, eine Dame stieg heraus, vor der er sich verneigte.

Herr van Ankeren war sehr überrascht, solch vornehmen Besuch ins Haus zu bekommen.

Er begrüßte die Dame untertänig: „Was darf ich für Euch tun, Gnädigste?“ Ihre Augen waren durch einen Schleier verdeckt, um ihren Hals trug sie eine Kette, an der Diamanten und Rubine glitzerten.

Die Dame begann sogleich zu sprechen: „Ihr seid mir empfohlen worden. Man sagt, Ihr hättet besonders edle Schätze in Eurem Lager und kennt Euch mit Steinen sehr gut aus. Ich habe hier ein Stück, das mir nicht mehr so gefällt. Vielleicht könnt Ihr es nehmen?“

Schon hielt sie ihm einen Stein hin, der glutrot wie Feuer leuchtete. Der Händler sprang auf. „Das sieht ja aus, als flackerten in ihm die Flammen, und hier unten ist er schwarz wie Asche“, rief er, „ich habe auch einen Stein, der zu leben scheint.“

Er griff in die Schublade und nahm Larissas verlorenen Schatz heraus. „Seht her“, fuhr er fort, „wie sich die Farben ändern in diesem wundersamen Ding!“

Die Dame war entzückt: „Ihr habt recht, es ist ein Wunderstein. Sollen wir nicht tauschen? Ich leg' noch tausend Gulden drauf.“

Da konnte Herr van Ankeren nicht widerstehen, schon war der Handel abgeschlossen.

Der Winter kam sehr früh in diesem Jahr. Die Ernte war missraten und das Brot wurde bald sehr teuer. Fast jeden Tag kamen Bettler an Larissas Haus und flehten um Speisen.

Da klopfte eines Abends eine alte Frau an die Tür. Sie ging gebückt und hatte sich mit einem schwarzen Tuch ver mummt. Larissa lud sie ein: „So kommt doch ins Haus! In der Küche steht eine warme Suppe für Euch bereit!“

Es kam ihr so vor, als sei die Frau ihr bekannt – die Stimme war so hell und klar.

„Nun esst in Ruhe Euren Teller leer und gehabt Euch wohl“, verabschiedete sie sich von der Besucherin.

Gerade hatte die das Haus verlassen, da rief ein Mädchen: „Gnädige Frau, kommt her, ich habe was gefunden!“ Larissa lief in die Küche. Das Mädchen hielt einen Stein auf der Hand, der so groß war wie in Taubenei und sagte: „Dieser Stein lag unter dem Kissen, auf dem die arme Frau gesessen hatte.“

„Das ist der Stein der schönen Frau!“, rief Larissa und stürzte die Treppe hinauf. Auch sie musste erst suchen, bis sie das Kästchen aus Rosenholz gefunden hatte. Der Stein war nicht darin, nur den Reif aus Stroh konnte sie entdecken.

Sie hielt ihren Schatz vor das Fenster, er leuchtete wie eh' und je!

„Wohin warst du gegangen?“, begann sie zu reden, „ich habe dich nicht mehr beachtet. Verzeih mir! Von nun an werde ich dich hüten wie meinen Augapfel, und morgen werde ich zum Felsen fahren, so hoch der Schnee auch liegen mag!“
Als sie die Küche wieder betrat, war es ihr, als duftete es dort nach Rosen und Narzissen.

Einige Tage später erhielt sie einen Brief aus Berlin. Der berühmte Professor Süderbruch teilte mit, dass er den kranken Jungen behandeln werde.
Als der Frühling ins Land zog, hallte das Lachen des Kleinen wieder durch das schöne große Haus.»

Und nun, mein Herr, haben Sie erfahren, was ich über Larissa weiß. Leben Sie wohl und eine gute Nacht!“

Da war sie nicht mehr zu sehen!

Ich stand auf, um nach ihr zu suchen. Ganz vorsichtig ging ich ein paar Schritte hinter das Gewächshaus, dann schlich ich auch noch ein Stück zum Garten der Altgräfin Paula – nein, ich fand keine Spur von ihr.

Ich betrat den Gastraum und sagte: „Jetzt muss ich aber nach Hause. Zwei Glas Wein habe ich zu bezahlen“.

„Nein, Sie hatten nur einen Wein!“, entgegnete der Kellner verwundert.

„Aber“, stotterte ich, „Ihre Kollegin hatte mir doch auch ein Glas gebracht.“

„Hier hat heute Abend keine Frau gearbeitet, Sie irren sich!“, sagte der Kellner und schüttelte den Kopf.

Da machte ich mich auf den Weg und sah, dass auf dem Tisch, an dem ich gesessen hatte, zwei Gläser standen ...

In der Allee hielt ich an, drehte mich um und lauschte in den dunklen Wald – nichts war zu hören.

Endlich erreichte ich das Feld. Von weitem sah ich die Lichter unseres Hauses und begann zu laufen. Noch in der Nacht, liebe Lara, habe ich alles für Dich aufgeschrieben, was mir die wundersame Frau vor der Orangerie des Fürsten Josef über Larissa erzählt hatte.